

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 11

Artikel: In St. Jürgen : Novelle [Schluss folgt]
Autor: Storm, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wegelied.

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh',
Und wand're rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen
Befränzt auf allen Pfaden her;
Die lust'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum feste geht
Und leis die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und fehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein.

Gottfried Keller.

In St. Jürgen.

Novelle von Theodor Storm.

• Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster. Den-

noch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu teilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben; und wenn im April die ersten Lüste aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind. — So ist es eben jetzt. Unter meinem Fenster im Garten blühen die ersten Veilchen, und drüben auf der Planke sitzt auch schon die Schwalbe und zwitschert ihr altes Lied:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm“;

und je länger sie singt, je mehr gedenke ich einer längst Verstorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußersten Ende, wo das St. Jürgensstift liegt; denn auch unsere Stadt hat ein solches, wie im Norden die meisten Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus ist im sechzehnten Jahrhundert von einem unserer Herzöge erbaut und durch den Wohltätigkeitsinn der Bürger allmählich zu einem gewissen Reichtum gediehen, so daß es nun für alte Menschen, die nach der Not des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden suchen, einen gar behaglichen Aufenthaltort bildet. — Mit der einen Seite streckt es sich an dem St. Jürgenskirchhof entlang, unter dessen mächtigen Linden schon die ersten Reformatoren gepredigt haben; die andere liegt nach dem inneren Hofe und einem angrenzenden schmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen sich ihr Sträußchen zum sonntäglichen Gottesdienste pflückten. Unter zwei schweren gotischen Giebeln führt ein dunkler Lormweg von der Straße her in diesen Hof, von welchem aus man durch eine Reihe von Türen in das Innere des Hauses, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Tor bin ich als Knabe oft gegangen; denn seitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienst viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgensstiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellentür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem sonnigen Hofe stehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Resedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das einzige, weshalb mir derzeit der Kirchgang so lieblich schien; denn oftmals, besonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgensonne beleuchteten Fensterchen im oberen Stock, an dessen einer Seite zwei Schwalben sich ihr Nest gebaut hatten. Der eine Fensterflügel stand meistens offen; und wenn meine Schritte auf dem Steinpflaster laut wurden, so bog sich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgeschaiteltem Haar unter einem schneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hansen,“ rief ich dann; denn nur bei diesem, ihrem Familiennamen, nannten wir Kinder unsere alte Freundin; wir wußten kaum, daß sie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einst, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond gewesen, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte. Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter gedient und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahre sein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Lasten getragen, im

Stifte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hause die Hauptperson verschwunden; denn Hansen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Tätigkeit zu setzen; meiner Schwester schnitt sie die Muster zu neuen Puppenkleidern, während ich mit dem Bleistift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künstliche Brendelschrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt selten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen mußte, das in ihrem Besitze war. Nur eins ist mir später in diesem Verkehr aufgefallen; niemals hat sie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unsere Gegend so reich ist; sie schien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein anderer von solchen Dingen anheben wollte. Und doch war sie nichts weniger als eine kalte oder phantasielose Natur. — Dagegen hatte sie an allem Tierleben ihre Freude; besonders liebte sie die Schwalben und wußte ihren Nesterbau erfolgreich gegen den Nehrbesen der Großmutter zu verteidigen, deren fast holländische Sauberkeit sich nicht wohl mit den kleinen Eindringlingen vertragen konnte. Auch schien sie das Wesen dieser Vögel genauer beobachtet zu haben. So entsinne ich mich, daß ich ihr einst eine Turmschwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Steinpflaster des Hofes gefunden hatte. „Das schöne Tier wird sterben,“ sagte ich, indem ich traurig das glänzende braunschwarze Gefieder streichelte; aber Hansen schüttelte den Kopf. „Die?“ sagte sie, „Das ist die Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angst vor einem Habicht wird sie zu Boden geworfen haben; da hat sie mit den langen Schwingen sich nicht helfen können.“ Dann gingen wir in den Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meiner Hand lag, mich mit den großen braunen Augen ansehend. „Nun wirf sie in die Luft!“ rief Hansen. Und staunend sah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der scheinbar leblose Vogel gedankenschnell seine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitscherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem sonnigen Himmelsraum dahinschoß. „Vom Turm aus“, sagte Hansen, „solltest du sie fliegen sehen; das heißt von dem Turm der alten Kirche, der noch ein Turm zu nennen war.“

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen streichend, ging sie ins Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weshalb seufzt denn Hansen so?“ dachte ich. — Die Antwort auf diese Frage erhielt ich erst viele Jahre später, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

Nun war sie in den Ruhestand versetzt, aber ihre Schwalben hatten sie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten sie zu finden. Wenn ich am Sonntagmorgen vor der Kirchzeit in das saubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte sie schon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Gesangbuche zu sitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, so sagte sie wohl: „Ei was, da siehst du ja die Schwalben nicht!“ Dann räumte sie einen Geranien- oder einen Nelkenstock von der Fensterbank und ließ mich in der tiefen Fensterbank auf ihrem Lehnstuhl niedersitzen. „Aber so fecten mit den Armen darfst du nicht,“ fügte sie dann lächelnd hinzu; „so junge muntere Gesellen sehen sie nicht alle Tage!“ Und dann saß ich ruhig und sah, wie die schlanken Vögel im Sonnenscheine ab und zu flogen, ihr Nest bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hansen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte; von den Festen im Hause meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten

Schützengilde — oder und das war ihr Lieblingsthema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche, in der sie selbst noch zur Enkelin des letzten Türmers Gevatter gestanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erste Orgelton zu uns herüber brauste. Dann stand sie auf und wir gingen miteinander durch einen schmalen endlosen Korridor, welcher nur durch die verhangenen Türfensterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein farges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete sich eine dieser Türen; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, sah ich alte, seltsam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinauschlurven, von denen die meisten wohl schon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt verschwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hansen keine Antwort zu erwarten; und so gingen wir denn schweigend weiter, am Ende des Ganges Hansen mit der alten Gesellschaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem sich drehenden Glockenspiel der Orgel zusah und, wenn unser Propst die Kanzel bestiegen hatte, — ich will es gestehen — seine gewiß wohlgesetzte Predigt meist nur wie ein eintöniges Wellengeräusch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unter mir gegenüber hing das lebensgroße Porträt eines alten Predigers mit langen schwarz-frauen Haaren und seltsam geschorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholischen schwarzen Augen blickte es so recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Herenglaubens in die neue Zeit hinauf und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu lesen stand, bis hinab zu dem bösen Stegreiffunker, dessen letzte Untat einst das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das „Unsern Ausgang segne Gott“ einsetzte, so schlich ich mich meist verstohlen wieder ins Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt standhalten zu müssen.

* * *

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hansen nicht zu erzählen; ich war schon ein paar Jahre lang Student gewesen, als ich bei einem Ferienbesuch in der Heimat darüber zum erstenmal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, so hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geschenke von uns Geschwistern überbracht und war von ihr mit einem Gläschen Malaga bewirtet worden, den sie für solche Tage in ihrem Wandschränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert hatten, bat ich sie, mir heute, wie ich schon lange gewünscht, den Festsaal zu zeigen, in dem seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuse zu feiern pflegten. Hansen willigte ein, und wir gingen miteinander den dunkeln Korridor entlang; denn der Saal lag jenseits der Kapelle am andern Ende des Hauses. Als ich beim Hinabsteigen der Hintertreppe ausglitt und die letzten Stufen hinabstolperte, wurde unten auf dem Flur eine Tür aufgerissen, und der unheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes rechte sich daraus hervor. Er murmelte ein paar halbverständliche

Scheltworte und stierte uns dann, bis wir durch die Thür der Kapelle traten, mit den verglasten Augen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn den „Spökenkieber“; denn sie behaupteten, er könne „was sehen“.

„Die Augen könnten einen fürchten machen,“ sagte ich zu Hansen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er sieht dich gar nicht; er sieht nur noch rückwärts in sein eigenes fürchtetes und sündhaftes Leben.“

„Aber,“ erwiderte ich scherzend, „er sieht doch dort in der Ecke die offenen Särge stehen, während, die darinliegen, noch lebend unter euch umherwandern.“

„Das sind auch nur Schatten, mein Kind; er tut nichts Arges mehr. „Freilich“, setzte sie hinzu, „ins Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freistellen des Amtmanns hineinschlüpfen können; denn wir anderen müssen unsere bürgerliche Reputation nachweisen, ehe wir hier angenommen werden.“

Wir hatten inzwischen den Schlüssel bei der Wirtschafterin abgelaugt und stiegen nun die Treppe zu dem Festsaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An der einen Wand sah man eine altertümliche Stuhluhr aus dem Nachlaß einer hier Verstorbenen, an der gegenüberstehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rotem Wams; sonst war das Zimmer ohne Schmuck. „Das ist der gute Herzog, der das Stift gebaut hat,“ sagte Hansen; „aber die Menschen genießen seine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei seiner Lebzeit wohl gewünscht hat.“

„Aber du gedenkst ja seiner, Hansen.“

Sie sah mich mit ihren sanften Augen an. „Ja, mein Kind,“ sagte sie, „das liegt so in meiner Natur; ich kann nur schwer vergessen.“

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenster, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben; und in jeder fast war ein Name, meist aus mir bekannten angesehenen Bürgerfamilien, mit schwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speisemeister dahier Anno —“, und dann folgte die betreffende Jahreszahl.

„Siehst du, das ist dein Urgroßvater,“ sagte Hansen, indem sie auf eine dieser Scheiben wies; „den vergesse ich auch nicht; mein Vater hat bei ihm die Handlung gelernt und später oft Rat und Tat bei ihm geholt; leider, in der schwersten Zeit, da hatte er schon seine Augen zugetan.“

Ich las einen andern Namen: „Liborius Michael Hansen, Speisemeister Anno 1799.“

„Das war mein Vater!“ sagte Hansen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich — —?“

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinst du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?“

„Ich meine, was war es eigentlich, wodurch das Unglück über deine Familie kam?“

Hansen hatte sich auf einen der alten Lederstühle gesetzt. „Das war nichts Besonderes, mein Kind,“ sagte sie; „es war Anno sieben, zur Zeit der Kontinentalsperre; damals florierten die Spitzbuben, und die ehrlichen Leute gingen zugrunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit ins Grab genommen,“ fuhr sie nach einem

kurzen Schweigen fort. „Ich sehe es noch, wie er mir einst, da wir miteinander durch die Krämerstraße gingen, ein altes, nun längst verschwundenes Haus zeigte. „Merke dir das,“ sagte er zu mir, „hier wohnte Anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunst ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Gravelé. Da die Flammen heranbrausten, sprang er mit Elle und Wage auf die Gasse und flehte zu Gott, wenn er je mit Wissen und Willen seinen Nächsten um eines Körnleins Wert geschädiget, so möge sein Haus nicht verschont bleiben. Aber die Flamme sprang darüber hin, während alles rings in Asche fiel.“

„Siehst du, mein Kind,“ setzte mein Vater hinzu, indem er seine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich tun; und auch über unser Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen.“ — Hansen sah mich an. „Der Mensch soll sich nicht rühmen,“ sagte sie dann. „Du bist nun alt genug, daß ich dir es wohl erzählen mag; du mußt doch von mir wissen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubisch. Diese Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußersten Not etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte seitdem die Geschichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.“

„In dem Hause neben uns wohnte ein Tischlermeister. Als er mit seiner Frau frühzeitig verstarb, wurde mein Vater der Vormund seines nachgelassenen Sohnes. Harre — diesen friesischen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch schon in der Tertia unserer Lateinischen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und so blieb er denn bei dem Handwerk seines Vaters. Als er später Geselle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeitlang bei einem Meister gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den feineren Arbeiten in seinem Fach ein besonderes Geschick habe. Wir beide waren miteinander aufgewachsen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er sich von seinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt in dem Erkerhause dem Rathause gegenüber; da steht noch jetzt ein mächtiger Buchsbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unserm Buche unter diesem Baum gegessen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüten summten! — Nach seiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unser Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und suchten das auch nicht zu verbergen.“

„Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab' ich nie erfahren. Auch kam es nicht so weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.“

„Eines Morgens in den ersten Frühlingstagen war ich in unsern Garten gegangen; die Arokus und die roten Leberblumen schickten sich schon an zu blühen, es war alles ringsumher so jung und frisch; aber mir selbst war schwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über seine Analegenheiten zu mir geredet, so fühlte ich doch, daß es immer schneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibstube gehen sehen; war er fort, so verschloß mein Vater sich stundenlang; und von manchem Mittagsessen stand er auf, ohne die Speisen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, sich die Karten zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft

von seinem Orakel erwarte, hatte er mich stumm mit der Hand zurückgewiesen und war dann später mit einem kurzen „Gute Nacht“ in seine Kammer gegangen.

„Das alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen sahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenschein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Mauer herauf die Lerchen singen; und du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend ist das Herz noch so leicht, der kleinste Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich, als sähe ich über allen Dunst der Sorge hinweg in eine sonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hinzusetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knospen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schoß der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub' ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartentür aufklinken, und wie ich aufsah, kam er selber mir entgegen.

„Ob auch ihn die Lerche froh gemacht hatte — er sah aus wie die Hoffnung selbst. „Guten Morgen, Agnes,“ rief er, „weißt du was Neues —?“

„Ist's denn was Gutes, Harre?“

„Versteht sich, was sollt' es sonst wohl sein! Ich will Meister werden und das in allernächster Zeit.“

„Kannst du wohl denken, daß ich ordentlich erschraf! Denn ich dachte doch gleich: „Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meisterin!“

„Ich mag wohl ganz verdukt ausgesehen haben; denn Harre fragte mich: „Fehlt dir etwas, Agnes?“

„Mir, Harre? Ich glaube nicht,“ sagte ich. „Der Wind wehte so kühl über mich hin.“ — Das war nun wohl gelogen; allein der liebe Gott hat es nun einmal so eingerichtet, daß wir in solchem Fall nicht sagen können, was der andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas,“ sagte Harre; „das Allerbeste fehlt mir!“

„Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile schweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: „Was meinst du, Agnes, ob es wohl schon geschehen ist, daß eine Krämerstochter einen Tischlermeister geheiratet hat?“

„Als ich aufsah und er mich mit seinen guten braunen Augen so bitrend anblickte, da gab ich ihm die Hand und sagte ebenso: „Das wird wohl nun zum erstenmal geschehen.“

„Agnes,“ rief Harre, „was werden die Leute sagen!“

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich so recht lustig bei beiden Händen; „ist denn jung und hübsch noch nicht genug?“ —

„Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingssonne schien, wir gingen Hand in Hand; und während mir schwiegen, sangen über uns die Lerchen aus tausend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Holunderwand des Gartens dem Hause gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfassung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Wasser glitzert!“ sagte ich.

„Das Glück macht mutwillig; Harre wollte mich necken. „Das Wasser?“ sagte er. „Das ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt.“

„Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt du denn nicht, daß ein Schatz in eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Such nur genau zu; es sitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht ist's auch nur das brennende Licht in seiner Hand, das drunten so seltsam glitzert; denn er ist der Hüter des Schatzes.“

„Mir flog die Not meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurückkam. „Hörst du, Agnes?“ sagte er, „das traf auf die Kiste.“

„Harre, red' vernünftig!“ rief ich, „was treibst du für Narrenspoffen!“

„Ich spreche nur nach, was die Leute vorsprechen!“ erwiderte er.

„Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdischen Reichtümern, die aller Not ein Ende machen konnten.“

„Woher hast du das Gerede?“ fragte ich nochmals, „ich habe noch nie davon gehört.“

„Harre sah mich lachend an: „Was weiß ich! von Hans oder Kunz, ich glaub', am letzten Ende kommt es von dem Halunken, dem Goldmacher.“

„Von dem Goldmacher?“ — Mir kamen allerlei Gedanken. Der Goldmacher war ein herabgekommener Trödler; er konnte segnen und raten, Menschen und Vieh besprechen und alle die anderen Geheimnisse, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geschäft zu machen war. Es ist derselbe, den sie den Spökenkieber nennen, welchen Namen er gerade so gut wie seinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der Außendiele zu tun hatte, ein paarmal in meines Vaters Schreibstube gegangen und hatte sich dann, ohne auf sein demütig gesprochenes „Herr Hansen bei der Hand?“ meine Antwort abzuwarten, mit scheuem Blick an mir vorbeigeschoben. Einmal war er fast eine Stunde drinnen gewesen; kurz vor seinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekannte Pult meines Vaters aufschließen hören; dann war mir gewesen, als vernehme ich das Klirren von Geldstücken. Das alles kam mir jetzt in den Sinn.

„Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumst du?“ rief er; „oder willst du Schätze graben?“ Ach, er kannte nicht die Not meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingehörte. Er ergriff meine beiden Hände und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbteil hat dein Vater schon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkstatt einzurichten. Und für das Weitere“, fügte er lächelnd hinzu, „laß diese nicht ganz ungeschickten Hände sorgen!“

„Ich vermochte seine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Brust beklemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in diesen Brunnen fallen würde.“

„Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau sich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hülfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen so still und doch wieder so unruhig gewesen; ich hatte ihn im Garten auf und ab rennen sehen; mir wurde angst, er könne sich ein Leids antun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entsin-

nen, daß er mich auf eine seltsam hastige Weise zu der Reise hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen zehn Uhr der Mond aufging, so bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu lassen. Und so geschah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden gesucht hatte, wurde angespannt; und als es Mitternacht vom Turme schlug, hielt der Wagen vor unserm Hause. Es schien alles zu schlafen; erst als ich eine Zeitlang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der seine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Haustür. Es war alles, wie es immer gewesen. „Ist der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr ist schon um zehn Uhr schlafen gegangen,“ war die Antwort.

„Ich stieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenster nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war so hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal ans Fenster trat. Der Mond stand über der Holunderwand, deren noch unbelaubte Zweige sich scharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen Augen über diese Erde hinaus zu dem großen liebevollen Gott, dem ich all meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, sah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rote Glut emporlodern; ich sah die am Rande wuchernden Grashüschel und dann darüberher die Zweige des Gebüsches wie in goldenem Feuer schimmern. Mich überfiel eine abergläubische Furcht; denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken sollte. Als ich aber schärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der Brunnenwand, von der jedoch nur das oberste Ende von hier aus sichtbar war. Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöse von Menschenstimmen scholl herauf. Mit einem Male erlosch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es sprossenweise an der Leiter emporflomm.

„Die Gespensterfurcht verließ mich; aber statt dessen beschlich mich eine unklare Angst um meinen Vater. Mit zitternden Knien ging ich nach seiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich behutsam die Gardine von seinem Bette zurückzog, da beschien der Mond die leeren Kissen; sein armer Kopf hatte wohl schon längst nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren sie gänzlich unberührt. In Todesangst lief ich die Treppe hinab nach der Hostür; aber sie war verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibstube, die ebenfalls ihre Fenster nach dem Garten hatte. Eine Zeitlang stand ich ratlos am Fenster und starrte hinaus; ich hörte Tritte zwischen den Holunderbüschen, aber ich konnte nichts unterscheiden; denn die dahinterstehende Planke verbreitete trotz des Mondscheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hostür aufschließen, und bald darauf wurde auch die Stubentür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin so alt geworden, aber ich habe es nicht vergessen; sein langes graues Haar triefte von Wasser oder Schweiß; seine Kleider, die er sonst so peinlich sauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm besudelt.

„Er fuhr sichtbar zusammen, als er mich erblickte. „Was ist das! Wie kommst du hierher?“ fragte er hart.

„Der Vetter ließ mich herfahren, Vater!“

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben lassen.“

„Ich sah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeschlagen und stand unbeweglich. „Es ließ mir keine Ruhe,“ sagte ich; „mir war, ich sei hier nötig, als müsse ich zu dir.“

„Der alte Mann ließ sich auf einen Stuhl sinken und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Geh in deine Kammer,“ murmelte er; „ich will allein sein.“

„Aber ich ging nicht. „Laß mich bei dir bleiben,“ sagte ich leise. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und schien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich sprang er auf. „Still!“ rief er, „hörst du's?“ und sah mich mit weit offenen Augen an.

„Ich war ans Fenster getreten und sah hinaus. Es war alles tot und stille; nur die Holunderzweige schlugen vom Nachtwinde bewegt gegeneinander. „Ich höre nichts!“ sagte ich.

„Mein Vater stand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entsetzen erfüllte. „Ich meinte, es sei keine Sünde,“ sprach er vor sich hin; „es ist kein gottloses Wesen dabei, und der Brunnen steht, bis jetzt wenigstens, auf meinem Grund.“ Dann wandte er sich zu mir. „Ich weiß, du glaubst nicht daran, mein Kind“, sagte er, „aber es ist dennoch gewiß; die Rute hat dreimal geschlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu teuer habe bezahlen müssen, stimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unserm Brunnen, der zur Schwedenzeit darin vergraben ist. Warum sollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Wasser ausgeschöpft, und heute nacht haben wir gegraben.“

„Wir?“ fragte ich. „Von welchem andern sprichst du?“

„Es ist nur einer in der Stadt, der das versteht.“

„Du meinst doch nicht den Goldmacher? Das ist kein guter Helfer!“

„Es ist nichts Gottloses mit dem Ruten schlagen, mein Kind.“

„Aber die es treiben, sind Betrüger.“ — —

„Mein Vater hatte sich wieder auf den Stuhl gesetzt und sah wie zweifelnd vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Der Spaten klang schon darauf; aber da geschah etwas“; — und sich unterbrechend, fuhr er fort: „Vor achtzehn Jahren starb deine Mutter; als sie es inwardete, daß sie uns verlassen müsse, brach sie in ein bitteres Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis sie in ihren Todeschlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus deiner Mutter Mund vernahm.“ Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er zögernd, als scheue er sich vor dem Laut seiner eigenen Stimme: „Heute nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiste stieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht bloß in meinem Ohr, wie es all die Jahre hindurch so oft gewesen ist; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht sprechen bei solchem Werk; aber mir war, als schnitte das Eisen in deiner toten Mutter Herz. — Ich schrie laut auf, da erlosch die Lampe, und — siehst du,“ setzte er dumpf hinzu, „deshalb ist alles wieder verschwunden.“

„Ich warf mich vor meinem Vater auf die Knie und legte meine Hände um seinen Nacken. „Ich bin kein Kind mehr,“ sagte ich, „laß uns zusammenhalten, Vater; ich weiß, das Unglück ist in unser Haus gekommen.“

„Er sagte nichts; aber er lehnte seine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erstemal, daß er an seinem Kinde eine Stütze suchte. Wie lange wir so gegessen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine

Wangen von heißen Tränen naß wurden, die aus seinen alten Augen flossen. Ich klammerte mich an ihn. „Weine nicht, Vater,“ bat ich, „wir werden auch die Armut ertragen können.“

„Er strich mit seiner zitternden Hand über mein Haar und sagte leise, so leise, daß ich es kaum verstehen konnte: „Die Armut wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld.“

„Und nun, mein Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die trostvollste meines Lebens erscheint. Denn zum ersten Male konnte ich meinem Vater die Liebe seines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb sie ihm das Teuerste und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch sein nannte. Während ich neben ihm saß und heimlich meine Tränen niederschluckte, schüttete mein Vater mir sein Herz aus. Ich wußte nun, daß er vor dem Bankrott stand; aber das war das Schlimmste nicht. In einer schlaflosen Nacht, da er vergebens auf seinem heißen Kissen nach einem Ausweg aus dem Elend gesucht, war ihm die halbvergessene Sage von dem Schatz in unserem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn seitdem verfolgt; tags, wenn er über seinen Büchern saß, des Nachts, wenn endlich ein schwerer Schlummer auf seiner Brust lag. In seinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Wasser brennen sehen; und wenn er morgens aufgestanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnisvolle Tiefe hinabzustarren. Da hatte er sich dem argen Gehülfen anvertraut. Aber der war keineswegs sogleich bereit gewesen, sondern hatte vor allem eine bedeutende Summe zu den notwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte schon keinen Willen mehr; er gab sie hin, und bald eine zweite und dritte. Das Traumgold verschlang das wirkliche, das noch in seinen Händen war; aber dieses Gold war nicht sein eigen; es war das anvertraute Erbe seines Mündels. An Ersatz war nicht zu denken; wir rieten hin und wieder; Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; dein Großvater war nicht mehr; endlich gestanden wir uns, daß von außen keine Hilfe zu hoffen sei. —

„Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Brust gelegt, meine Hand ruhte in der seinen; so blieben wir im Dunkeln sitzen. Was dann weiter im geheimen Zwiesprach dieser Nacht zwischen uns gesprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir stand, wie fast nur unser Herrgott selber, habe ich solch heilige Bärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine Tat vertraut hatte, die wohl nicht bloß vor den Augen der Menschen ein Verbrechen war. — Allgemach erblickten am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel sang aus den Holunderbüschen, und der erste Schein des Morgenrots fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater stand auf und trat an das Pult, auf dem seine großen Kontobücher lagen. Das lebensgroße Bild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem lederfarbenen Kamisol, schien streng auf den Sohn herabzusehen. „Ich werde noch einmal rechnen,“ sagte mein Vater, „bleibt das Fazit dasselbe,“ setzte er zögernd hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde seines Vaters aufblickte, „dann werde ich einen schweren Gang tun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menschen.“

„Auf seinen Wunsch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hause; der Tag war angebrochen. Als ich die nötigen Geschäfte besorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus; Harre pflegte hier vorbeizukommen, wenn er morgens nach der Werkstatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

„Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr sechs geschlagen, sah ich ihn kommen. „Harre, einen Augenblick!“ sagte ich und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

„Er sah mich befremdet an; denn meine böse Botschaft war wohl auf meinem Gesicht geschrieben; auch stand ich, als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte seine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Endlich aber sagte ich ihm alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu dir gehen; sei nicht zu hart mit ihm.“

„Er war totenblaß geworden, und in seine Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erschreckte.

„Harre, Harre, was willst du mit dem alten Mann beginnen?“ rief ich.

„Er drückte die Hand gegen seine Brust. „Nichts, Agnes,“ sagte er, indem er mich traurig lächelnd ansah; „aber ich muß nun fort von hier.“

„Ich erschrak. — „Weshalb?“ fragte ich stammelnd.

„Ich darf deinen Vater nicht wiedersehen.“

„Du wirst ihm ja doch vergeben, Harre!“

„Das wohl, Agnes; ich schulde ihm mehr als das; aber — er soll sein graues Haupt vor mir nicht demütigen. Und dann“ — das setzte er wie beiläufig noch hinzu — „ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meisterwerden nicht.“

„Ich sagte nichts hierauf; ich sah nur, wie das Glück, nach dem ich gestern schon die Hand gestreckt, in unsichtbare Ferne schwand; aber es war nichts mehr zu ändern; es war jetzt am besten so, wie es Harre wollte. Nur das sagte ich noch: „Wann wirst du gehen, Harre?“ Ich wußte selbst kaum, was ich sprach.

„Sorge nur, daß dein Vater mich heute nicht aufsucht,“ erwiderte er; „bis morgen früh bin ich mit allem fertig, was ich noch hier zu tun habe. Kränke dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.“

„Nach diesen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten sprechen können.“ —

Die Erzählerin schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Am andern Morgen sah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken; die Hände, die auf ihrem Schoß geruht hatten, wand sie leise umeinander, als müßte sie damit das Weh beschwichtigen, das, wie einst das Herz des jungen blonden Mädchens, so noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greisin zittern machte.

Doch sie blieb nicht lange in dieser gebrochenen Stellung; sich gewaltsam aufraffend, erhob sie sich vom Stuhl und trat ans Fenster. „Was will ich klagen!“ sagte sie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten als ich. Laß mich auch das dir noch erzählen. —

„Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten

Briefe Abschied genommen; gesehen haben sie sich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns getan, und die Eröffnung des Konkurses sollte in nächster Zeit erfolgen.

„Es war damals Sitte in unserer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, sondern aus dem offenen Fenster des Ratsitzungsjaales durch den Stadtschreiber verlesen wurden; bevor aber dies geschah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Turm geläutet. Da unser Haus dem Rathause gegenüberlag, so hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie sich unter dem Glockenschall Kinder und müßige Leute vor den Rathausfenstern und auf der Treppe über dem Ratskeller versammelten. Das nämliche geschah bei der Publizierung eines Konkursurtheils; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort „Die Glocke hat über ihn geläutet“ galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in solchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem Eindruck, den dieser Vorgang auf das Gemüt meines ohnehin tiefgebeugten Vaters machen würde.

„Er hatte mir vertraut, daß er sich deshalb durch einen befreundeten Ratsheeren an den Bürgermeister gewandt habe; und der Ratsheer, ein gutmütiger Schwäcker, hatte ihm die Zusicherung gegeben, daß die Publikation diesmal ohne die Glocke geschehen würde. Ich selbst aber wußte aus sicherer Quelle, daß diese Zusicherung eine grundlose war. Dennoch ließ ich meinen Vater in seinem arglosen Glauben und bemühte mich nur, ihn für diesen Tag zu einer kleinen Reise aufs Land zu unseren Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit schmerzlichem Lächeln sagte, sein sinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlassen. Da, in meiner Angst, fiel mir ein, daß ich in dem hintersten Verschlage unseres sehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke niemals hatte schlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinschaftlich ein Verzeichnis über die dort lagernden Waren aufzunehmen, wodurch, wenn später die Gerichtspersonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieses traurigen Geschäfts herbeigeführt würde.

„Als die verhängnisvolle Stunde kam, waren wir schon längst unter der Erde bei unserer Arbeit. Mein Vater sortierte die Waren, ich beim Schein einer Laterne schrieb auf ein Blatt Papier, was er mir diktierte. Ein paarmal war mir wohl gewesen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann sprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fässern und Kisten allen von außen eindringenden Schall wieder verschlang. Alles schien gut zu gehen, mein Vater war ganz in seine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellertür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weshalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und setzte die Kiste, die er in den Händen hatte, auf den Boden. „Die Schandglocke!“ stöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. „Es wird mir nichts gespart.“ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er sich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er schon den Raum verlassen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufsteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibstube gesucht, im Wohnzim-

mer mit gefalteten Händen am offenen Fenster stehen. In diesem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgen Sonne beleuchtet war, wurden die drei Fensterflügel aufgestoßen, und ich sah den Stadtdiener die roten Polster auf die Fensterbänke legen; an dem Eisengeländer der Ratsstreppe hing schon ein ganzer Schwarm von halberwachsenen Buben. Mein Vater stand unbeweglich und sah mit gespannten Augen zu. Ich wollte ihn mit sanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. „Laß nur, mein Kind,“ sagte er, „das geht mich an, ich muß das hören.“

„So blieb er denn. Der alte Stadtssekretär mit seinem weißgepuderten Kopf erschien drüben in dem Mittelfenster, und während ihm zur Seite zwei Ratsherren auf den roten Kissen lehnten, verlas er mit seiner scharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor sich hielt, das Konkursurteil. Bei der klaren Frühlingsluft drang jedes Wort verständlich zu uns herüber. Als mein Vater seinen vollen Namen über den Markt hinaus sprechen hörte, sah ich ihn zusammenzucken; aber er hielt dennoch stand, bis alles vorüber war. Dann zog er seine goldene Uhr, die er von seinem Vater ererbt hatte, aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „Sie gehört zur Konkursmasse,“ sagte er, „schließe sie in die Schatulle, damit sie morgen mit versiegelt werde.“

„Am andern Tage kamen die Herren zur Versiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlassen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate später unser Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhause geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemietet hatten. Dort hat er noch neun Jahre gelebt; ein gelähmter und gebrochener Mann. In seinen guten Stunden besorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für andere; das meiste habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müssen. Dann aber ist er in fester Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen sanft verschieden. — Nach seinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus deiner Großeltern.“

Meine alte Freundin schwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und hast du denn,“ fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von deinem Jugendfreunde erhalten?“

„Niemals, mein Kind,“ erwiderte sie.

„Weißt du, Hansen,“ sagte ich, „dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!“

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfst du nicht sprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es gibt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; du hast deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden.“

So schlossen wir denn den einsamen Festsaal wieder ab und gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete sich die Thür des Spökenkiefers nicht; nur hinter derselben, auf den sandigen Diehlen, hörten wir seinen schlurfenden Schritt.

Als wir in Hansens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagssonne in die Fenster schien, zog sie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein Mahagonikästchen, sauber poliert, aber im Geschmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einst ein Geschenk des jungen Tischlers an einem Geburtstage ihrer Jugend gewesen sein.

„Das mußt du auch noch sehen,“ sagte Hansen, indem sie das Kästchen aufschloß. Es lagen Wertpapiere darin, welche sämtlich auf Harre Jensen, Sohn des verstorbenen Tischlermeisters Harre Christian Jensen dahier, lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommst du zu diesen Papieren?“ fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umsonst gedient.“

„Aber die Papiere lauten nicht auf deinen Namen!“

„Es ist die Schuld meines Vaters, die ich zurückerstattete. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie aller, die hier versterben, an das Stift fällt, habe ich das Geld sofort auf Harre Jensens Namen schreiben lassen.“ — Einen Augenblick noch, ehe sie es wieder einschloß, wog sie das Kästchen auf der Hand. „Der Schatz ist wieder beisammen,“ sagte sie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, das einst darin gewesen ist, das ist nicht mehr darin.“

Als sie diese Worte sprach, schoß draußen ein Schwalbenzug mit lautem Geschrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieser Vögel bis nahe an die Scheiben und setzten sich dann zwitschernd auf den offenen Fensterflügel. Es waren die ersten Schwalben, die ich in diesem Frühjahr sah.

„Hörst du die kleinen Gratulanten, Hansen?“ rief ich; „just zu deinem Geburtstag sind sie heimgekommen!“

Hansen nickte nur. Ihre noch immer schönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen singenden Freunde. Dann legte sie die Hände auf meinen Arm und sagte freundlich: „Geh nun, mein Kind; ich danke allen, daß sie an mich gedacht. Ich möchte nun allein sein.“

(Schluß folgt.)

Sonnenkraft.

Still regen ihre Kräfte die Saaten rings im Feld,
Aufatmend, wenn die Sonne die Fluren mild erhellt;
Und käme nicht die Sonne daher, an Tagen schwer,
Sie müßten wohl verkümmern und blieben fruchteleer.

Rings auf des Lebens Feldern dehnt manches Kinderherz
Die zagen, jungen Kräfte auch sehrend sonnenwärts;
Und tauchte nicht die Liebe zutiefst in es hinein,
Es müßte wohl verkümmern ohn' ihren Himmelschein.

Sind Kinder doch wie Blumen im weiten Lebensgrund,
Wird keines ohne Liebe so ganz im Kern gesund,
Trägt keines Frucht in grauer, freudloser Schattenhaft,
Denn laßt die Liebe strahlen, gebt ihnen Sonnenkraft.

Johanna Siebel.